Dorenzathe.

Roman von Melati van Java

Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Tepe van Heemstede.

(3. Fortsetzung.)

Diese war aber doch geehrt, am Arme des jungen Ingenieurs durch den Saal zu gehen. Ihr Angesicht glänzte vor Freude und Stolz. Isabella [illegible]

[illegible]

Alfred gab auf dem Heimwege seinem Vater den Arm, den dieser wohl nöthig zu haben schien.

[illegible]

... Tante ist, und von Tabak und Zigarren habe ich nichts bemerkt."

[illegible]

„Gewiß, Kind, ohne Zweifel!"

[illegible]

„Das ist gegenwärtig auch die Hauptsache," fuhr der Vicomte mit steigender Erbitterung fort, „was nützen mir all die Montmorencys und Noailles und die Vetteries und wie sie heißen mögen? Sie haben es sich wohl sein lassen und doppelt genossen von ihrem Namen und ihrem Gelde, aber was haben sie mir hinterlassen? Schulden und nichts als Schulden!"

„Echt kleinbürgerlich denkst du! In allen Dingen Geld suchen, das muß ich den Bürgerlichen überlassen. Wir Aristokraten müssen das Geld verachten."

„Aber nicht, was wir dafür bekommen können."

„Und uns über engere Berechnungen doch erheben."

„In der Hoffnung, daß unsere Schwäger es auch thun werden," erwiderte der Vicomte.

„Geld ist Schlamm, sagte mein Großvater immer."

„Aber Schlamm ist kein Geld, sonst hätte der alte Herr klug daran gethan, seinen Keller mit jenem Schlamme zu füllen, und könnte ich, sein würdiger Enkel, in anderer Weise zeigen, wie hoch ich sein Besitzthum schätze, als durch die Aufnahme immer neuer Hypotheken. Barends hat mir schon gesagt, daß Jakobsohn seine Hypothek bis 1. Mai gekündigt hat. Nun kann ich all den Schlamm, der auf Dorenzathe liegt, nur als Geld betrachten."

„Papa, du bist heute morgen aber ziemlich schlecht gelaunt", scherzte Isabella, die bemerkte, daß das Gespräch der alten Dame unangenehm wurde.

„Und sollte es nicht sein, wenn ich sehe, wie die Bürger leben, wie es ihnen gefällt, während wir uns einschränken."

„Das sehe ich nicht ein! Wir leben zurückgezogen, aber sehr komfortabel."

„O ja, immer ohne zu fragen, wie wir zu unserem Gelde kommen, bis einmal die Bombe platzt. Und wer muß dann für alles einstehen, auf wessen Haupt kommt alles nieder? Nicht auf die Damen, die sich in ihrer Vornehmheit um nichts kümmern und versichern, daß diese widerlichen Dinge ihnen viel zu gering sind."

„Aber Papa, du wirst doch nicht wollen, daß Großmama sich mit den Geldangelegenheiten bemüht oder ich."

„Mein Sohn, ich verzeihe dir, daß du einen Augenblick vergessen hast, zu wem du sprichst," sagte die Gräfin feierlich.

Der Kaffee wurde stillschweigend eingenommen, nur machte der Vikomte einige Bemerkungen über die Eier, die viel zu hart gekocht seien und über den Kaffee, der weit mehr ein Zichorienabguß wäre, worauf seine Mutter versicherte, daß in ihrer Jugend keine Dame von gutem Hause je ein solches Getränk über die Lippen gebracht habe, man beschloß, der Köchin einmal tüchtig die Wahrheit zu sagen. Isabella aber meinte für sich, es sei doch ehrenvoller, bezahltes Zichorienwasser zu trinken, als Kaffee, wofür man beim Krämer in der Kreide stand.

Nach dem Frühstück ging der Vikomte in die Stadt, und nachdem er einige Straßen durchkreuzt und ein paarmal über den Markt gekommen war, faßte er einen Entschluß und stieg die hohe Vortreppe des alten Bürgermeisterhauses hinan. Die Haushälterin-Nichte öffnete die Thüre.

„Ist Herr Brons zu Hause?"

„Der alte oder der junge, mein Herr?"

„Der alte!"

„Wollen Sie näher treten!" und sie ließ ihn in das Staatszimmer ein.

Der Vikomte sah sich flüchtig um.

„Prächtige Möbel, wenig Geschmack! Es riecht nach der Schuhmacherei."

Nach einigen Minuten kam Brons und hieß ihn freundlich, aber ohne ehrfurchtsvolle Herzlichkeit willkommen.

„Bitte, kommen Sie nur herauf, Graf," sagte er, „womit kann ich Ihnen dienen?"

„O danke — ich wollte nur fragen, Brons, wie Sie heute nacht geschlafen haben nach den Strapazen des Festes."

„O, perfekt, ich habe geschlafen wie ein Murmelthier."

Oben in dem noch reicher möblierten Empfangszimmer saß Alfred bei einem Buche; er empfing den Vikomte sehr höflich, aber weder Vater noch Sohn schienen den vornehmen Besuch so zu würdigen, als der Graf wohl erwartet haben mochte.

Es war doch keine Kleinigkeit, daß er seinen früheren Schuhputzer als seinesgleichen behandeln wollte und ihm selbst den ersten Besuch abstattete.

„Wollen die Herren mich nicht auch einmal besuchen?" fragte der Graf.

„Gewiß," antwortete Brons sen., „wenn ich nur weiß, daß meine Gegenwart auf Dorenzathe angenehm sein wird."

„Wir werden Sie ein großes Vergnügen damit bereiten, zweifeln Sie nicht daran. Ich theile die Ideen unserer Zeit, all die Haarspaltereien von Stand und Ansehen finde ich lächerlich. Der Mensch ist nicht mehr als das, was er ist."

„Ganz richtig!"

„Das läßt sich nicht leugnen," sagte Alfred, der Mühe hatte, ein spöttisches Lächeln zu unterdrücken.

„Meinen Damen werde ich Sie wohl nicht vorstellen können. Mama ist leidend und meine Tochter ist fast stets bei ihr."

„So, so? Nun, Alfred, dann gehst du gewiß nicht mit?"

Wo es seinen Sohn betraf, verließ Brons leicht den scharf abgemessenen Weg, den er sich seinem früheren Herrn gegenüber gezogen hatte.

„Im Gegentheil, Vater," antwortete Alfred, das Unangenehme dieser Frage überhörend, „ich möchte gern einmal Dorenzathe von innen sehen. Es ist ein schönes Haus."

„O, ich würde dies Haus bei weitem vorziehen," sagte der Graf, „mitten in der Stadt, fest und stattlich gebaut. Dorenzathe hat nicht viel Anziehendes mehr, als nur seinen Namen."

„Sollen wir tauschen, Graf?" fragte der ältere Brons.

„Meinetwegen sehr gerne, aber meine Damen wollen nicht davon hören. Sie meinen, daß ihr Adel mit dem Schloß verkauft wird."

„Den will ich den Damen schon gerne lassen, aber das Schloß würde mir gerade passen. Aus dem Garten und dem Wäldchen ließe sich ein prächtiger englischer Park machen. Hat Barends nicht mit Ihnen davon gesprochen?"

„Ja, schon ehe Sie herkamen, aber so lange meine Mutter lebt, darf ich nicht daran denken; meine Tochter würde ich nicht um ihren Rath fragen, aber die Wünsche der alten Dame muß ich respektieren."

„Noch ein Glas Port, Graf?"

„Bitte! Sagen Sie mal, Brons, das hätten Sie in Ihren jungen Jahren wohl nie geträumt, daß Sie mit mir so vertraulich ein Gläschen Portwein trinken würden?"

„Nein, Graf, daß ich es Ihnen anbieten würde, hier in meinem eigenen Hause, das schwerlich!"

Das Eis war an diesem Mittag bei dem leckeren Weinchen und den duftigen Zigarren ganz gebrochen; sie sprachen von früheren Zeiten. Brons sprach zuerst vom Schuhputzen und versicherte, daß er die edle Kunst zwar seit Jahren nicht mehr ausübe, daß er aber immer ein Fachkenner geblieben sei. Gaston seinerseits erinnerte sich an seinen armen, in Indien gestorbenen Bruder, und nachdem sie eine Stunde lang so geplaudert hatten, begaben sich die beiden recht brüderlich zum Kasino.

Brons junior hatte sich schon lange verabschiedet; er saß auf seinem Zimmer und schrieb. Er schien unzufrieden, denn seine Brauen waren drohend zusammengezogen und er zerbiß unmuthig seine Feder.

„Thor, der ich bin!" rief Alfred im Selbstvorwurfe. „Ueberall sehe ich die blonden Locken, von allen Seiten starren mich die stolzen Augen an, und ich sehe sie nicht wie gestern abend, sondern wie vor Jahren beim Bürgermeister, als sie noch kindlich und einfach war und nichts wußte von den Vorurtheilen, die ihr Vater zu verachten vorgibt, die er aber nur gelegentlich beiseite setzt, weil es ihm vorkommt, daß der frühere Schuhmacher doch gute Zigarren und feinen Wein hat. Sie hat mehr Charakter; selbst wenn das Schloß auf dem Spiele stände, würde sie sich nicht vor den Plebejern erniedrigen. O diese Thorheit! Na, in einigen Wochen werde ich sie schon vergessen haben; wenn ich jetzt immer an sie denken muß, so kommt das daher, weil ihr Stolz mich verletzt hat, und ich habe es doch nicht verdient."

10. Kapitel.

Der Winter mit seinem Hagel und Schnee, seinen Nebeln und Regengüssen ging langsam und grämlich über das stille Groothausen hin. Im Dorenzathe besonders schien es Isabella, als wenn der Frühling außergewöhnlich lange ausbliebe, nie war das Schloß ihr so einsam und verlassen vorgekommen. Und das war in der That auch nicht zu verwundern!

Großmama war sehr gebrechlich und verließ kaum mehr das Zimmer, während Gaston fast immer abwesend und bei seiner Rückkehr sehr verdrießlich war. Isabella war also fast ganz auf sich allein angewiesen und saß meistens am Bett der Kranken, die sie auf alle mögliche Weise zu erheitern suchte.

Was ihren Vater so verstimmte, wußte sie wohl; es waren die fatalen Geldsachen: im Mai mußte die Hypothek abgelöst werden, und woher sollte er das Geld nehmen? Plötzlich aber schien eine Wendung zum Besseren eingetreten zu sein; de Marcy lachte und scherzte wieder. Isabella freute sich darüber und fragte nicht nach der Ursache der schnellen Veränderung.

Sie wußte, daß der alte Brons oft zu ihrem Vater kam, sie mischte sich aber nicht in die Angelegenheiten ihres Vaters und sprach nicht mit der alten Dame darüber.

„Sage einmal, Ija", sagte die Gräfin eines Tages, als sie sich besonders wohl fühlte, „es fällt mir eben etwas ein, was ich dir noch sagen muß. Wir sprachen neulich von dem Loose der adeligen jungen Damen vor der Revolution. Habe ich dir auch von meiner Cousine de Granville gesprochen, die sich dem ihr bestimmten Kloster entzog?"

„Hat sie sich mit einem Bürgerlichen verheirathet?"

„Ja, leider! Wir waren sehr befreundet; ich war jedoch durchaus nicht arm, sie dagegen besaß nichts. Die Versuchung war groß, denn der junge Mann, der um ihre Hand anhielt, war ein sehr tüchtiger Kaufmann; mein Papa aber, ihr Vormund, wollte, daß sie sich mit einem alten, steinreichen Herzog verbinden sollte. Die Wahl war nicht schwer!"

„Ich hätte den Herzog nicht haben wollen, Großmama!"

„Poesie der Jugend, Kind! Und würdest du denn den Bürgerlichen gewählt haben?"

„Auch nicht!"

„Nun, meine Cousine war anderer Ansicht. Sie entfloh zu den Eltern des Courmachers, heirathete ihn und wir hörten nichts mehr von ihr. Erst als der Graf, mein Gemahl, gestorben war, hat sie mir ihr Kärtchen gesandt, woraus ich sah, daß sie Wittwe war. Veuve Ducombel! Ich sandte ihr meine Carte zum Dank für ihre Aufmerksamkeit, denn man darf eine Höflichkeit nie unbeantwortet lassen, und wenn ich todt bin, Ija, mußt du auch ihr eine Anzeige schicken, nicht weil ich sie zu meiner Familie rechne, aber weil ich etwas darauf gebe, mit dem guten Beispiel der Höflichkeit bis zuletzt vorzugehen."

„Großmama, sprich doch nicht von deinem Tode! Wenn du stirbst, was soll dann aus mir werden."

„Das ist wahr, Kleine! Gott erhalte mich noch am Leben. Aber wir sprachen von Maure. Gib mir meine Kassette, darin liegen noch ein paar Briefe von ihr. Sie war einst meine beste Freundin, armes Kind, sie ist nicht ... geblieben, aber doch ... nein, Ija, du mußt ihr keine kalte Anzeige zuschicken, schreibe ihr ein Briefchen und sage, daß ich es der Komtesse Granville nicht verziehen habe, ihren Adel weggeworfen zu haben, aber daß ich meiner Freundin stets in Liebe gedachte."

„Großmama, ich hoffe, daß ich das Briefchen nie schreiben werde, nie hörst du, nie!"

„Und willst du denn, daß ich dich überleben soll, kleine Thörin?"

„Jawohl, Großmama, weit lieber! Denn ach, was ist mir das Leben ohne dich?"

Nicht oft mehr konnte sich Isabella mit der alten Dame in dieser Weise unterhalten, denn Großmama wurde schwächer von Tag zu Tag, und doch versicherten die Aerzte, daß sie noch lange so leben könne und man einen baldigen Tod gar nicht zu befürchten brauche.

Gern hätte der Vikomte eine bestimmtere Auskunft vernommen, denn er hatte mit Brons über den Verkauf des Schlosses gesprochen.

„Ich will es gern kaufen", hatte Brons gesagt, „doch unter der Bedingung, daß ich es im Mai in Händen habe. Dann lasse ich das Nöthige verbauen und beziehe es im nächsten Winter."

„Mai! Mai! wenn die alte Dame imstande wäre, zu reisen, so würde ich ihr vom Doktor einen Aufenthalt im Süden verschreiben lassen, aber er hat ihr jede Bewegung verboten."

„Ich stehe jetzt in Unterhandlung wegen einer Villa bei Arnheim. Ich habe viele Bekannte in jener Stadt und werde da ein angenehmeres Leben haben als hier; wenn ich Dorenzathe kaufe, ist es nur —"

„Um mir einen Gefallen zu thun?"

„Das nun gerade nicht, Graf," war die lachend gegebene Antwort, „denn ich weiß, daß es Ihnen nicht besonders angenehm sein kann, aber ich habe Dorenzathe lieb als eine Erinnerung an meine Kindheit."

„Gewiß, ich weiß sie zu schätzen!"

De Marcy machte ein süßsaures Gesicht zu seinem Gespräch mit Brons über den Schloßverkauf und verwünschte innerlich den Lauf der Dinge, der ihn mehr und mehr abhängig machte von dem Manne, den er im Grunde seines Herzens verachtete.

Das Gespräch fand im Kasino statt, in den ersten Tagen des April, kurz, nachdem Brons mit seinem Sohne von einer größeren Reise zurückgekehrt war.

Gleich darauf hörte de Marcy, wie der Nabob mit anderen Herren sprach über alles, was er in der Fremde gesehen und genossen hatte und der Neid erfüllte ihn immer mehr.

„Gehen Sie nach Hause, Herr Graf?" fragte Barends sich ihm nähernd.

„Ah, Herr Notar? Sie hier zu dieser Stunde?"

„Ja, ich habe mit Ihnen zu reden."

„Kann das nicht hier geschehen?"

„Nein, das geht nicht."

„So komme ich mit Ihnen."

Auf der Straße begann der Notar: „Denken Sie auch wohl an Jakobsohns Hypothek? Bald schreiben wir den ersten Mai!"

Mit einem strahlenden Gesicht und geheimnißvoll mit dem einen Auge winkernd, flüsterte de Marcy:

„Die Sache ist in Ordnung, erst im Jänner verlangt Jakobsohn seine Hypothek zurück."

„Das hat er mir diesen Morgen auch gesagt."

„Nun, was sagen Sie dazu?"

„Ja, was soll ich sagen, ich begreife nichts davon, erst war er durchaus nicht zu einem Aufschub zu bewegen. Er habe es mit Ihnen abgemacht, sagte er später."

„Und ist das nicht genug?"

„Gewiß, aber doch scheint mir, daß ich als Verwalter Ihrer Geschäfte doch wohl ein Wörtchen mitzureden hätte. Ich kenne Jakobsohn, er würde sich selbst verleugnen, wenn er ohne alle Vergütung Ihnen jetzt eine Gunst erweisen würde, die er uns erst auf das allerentschiedenste verweigert hat."

„Die Sache ist in Ordnung, lassen Sie mich nur machen, Barends."

„Sie vergessen doch nicht, Herr Graf, daß ich auch über die Interessen Ihrer Mutter und Ihrer Tochter zu wachen habe."

„So, ist es denn kein großes Glück für uns, daß der Mann Geduld haben will? Wie hätten wir das Geld zusammengebracht, ohne Dorenzathe zu verkaufen?"

„Aber die späteren Bedingungen werden vielleicht noch schwerer zu erfüllen sein".

„Glauben Sie denn, daß ich gar nichts verstehe?"

„Von Geschäften sehr wenig, ohne Ihnen zu nahe zu treten."

„Nun, in dieser Sache habe ich sehr diplomatisch gehandelt."

„Jakobsohn scheint auch nicht ganz so sicher zu sein. Er fragte mich, ob ich von der Sache etwas wisse und ob Dorenzathe schon verkauft sei."

„Sonst nichts?"

„Nein, aber ich glaube, er hatte mehr auf dem Herzen."

„Nun, machen Sie sich nur keine Sorgen, die Sache ist in Ordnung."

Sie standen vor dem Hause des Notars, und de Marcy verabschiedete sich; kopfschüttelnd sah Barends ihm nach.

„Ich traue ihm nicht", sprach er in sich hinein, „er ist ein großes Kind und weiter nichts. Wer weiß, was der Wucherer ihn hat zeichnen lassen, aber ich muß dahinterkommen!"

Als der Notar eine Stunde darauf ruhig mit seinen Hausgenossen zu Tische saß, wurden sie plötzlich durch ein lautes Schellen aufgestört, und die eintretende Magd meldete den Herrn Brons, der ohne Verzug mit dem Herrn Notar reden müsse.

Ueberrascht, mit der Serviette in der Hand, ging der Notar in sein Comptoir, wo Brons in sichtlicher Erregung auf und ab schritt.

„Wußten Sie davon? Sind Sie auch betheiligt bei dem Schurkenstreich? Na, zum Teufel, ich versichere euch, daß ich euch alle, ihr holländischen Banditen, vor Gericht ziehe, denn es ist noch Gerechtigkeit in unserm Lande. Daraus macht ihr euch nichts, einem Ostindischen das Fell über die Ohren zu ziehen, das geht alles lustig in einer Kompagnie!"

„Aber, Herr Brons!"

„Das steht ja bei euch fest wie ein Glaubensartikel, daß ihr uns ostindische Affen plündern und betrügen dürft nach Herzenslust; wir haben ja alles, was wir besitzen, gestohlen. Sie täuschen sich doch! Ehrlich habe ich mein Geld verdient, und daß meine Batzen euch vor Neid gelb machen, das begreife ich sehr gut! Kein Wunder, jawohl, ein Graf und ein Schuhputzer, welch ein Unterschied! Aber das versichere ich Ihnen, so wahr er mich einmal ins Gefängnis gebracht hat, so sicher werde ich ihn jetzt hinter das Gitter stecken lassen. Der Schurke, der Dieb!"

Mit beiden Händen seine Serviette umfassend, die Augen fest auf den erzürnten Besucher gerichtet, ließ Barends alles ruhig über sich ergehen.

„Und, darf ich nun auch wissen, Herr Brons, was ich mit der Sache zu schaffen habe?"

„Was, seid ihr denn nicht zwei Füchse mit einem Kopf? Thut der gräfliche Windbeutel jemals etwas ohne Ihr Wissen?"

„Dieser Ton, mein Herr!"

„Was? Ton! Glauben Sie vielleicht, daß ich Ihnen gegenüber einen adeligen Ton anschlagen werde? Das mag Ihr sauberer Kumpan thun, dem Sie bald hinter dem Gitter Gesellschaft leisten können."

„Und nun verlange ich eine Aufklärung von Ihnen, Herr Brons! Was ist das für eine Sache?"

„Da! Kennen Sie das Briefchen?"

Und er warf dem verblüfften Notar ein Kuvert hin, welches mit der Adresse des „Hochgeborenen Burggrafen G. de Marcy von Dorenzathe" versehen war.

In der Enveloppe war ein Briefchen eingeschlossen, welches Barends neugierig machte, um es dann mit sichtbarem Erstaunen sorgfältig durchzulesen.

In dem Briefe, welcher den Notar Barendes so sehr interessierte, war folgendes zu lesen:

„Hochgeborener Herr!

„Ich gehe auf Ihr Anerbieten ein und werde Ihre Frau Mutter auf dem Schlosse wohnen lassen, bis sie reisen darf. Haus Dorenzathe ist also von heute an für die Summe von 60,000 Gulden mein Eigenthum; ich werde mit Barends über die näheren Formalitäten der Uebertragung reden. Vorläufig möge die Sache unter uns bleiben.

Hochachtungsvoll usw. D. Brons."

„Aber das ist die Handschrift nicht!" rief der Notar sofort.

„Was, merken Sie das erst jetzt? Wußten Sie nichts davon?"

„Was soll ich davon wissen! Sie überfallen mich hier wie ein Rasender und ich weiß gar nicht, was die Sache zu bedeuten hat!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Sozialdemokraten und ihre Väter.

Erzählung von Konrad v. Bolanden.

Erster Teil.

I.

Die Ehrwart.

Fortsetzung.

„Mein lieber Bruder, ich bedauere sehr, deinen Herzenswunsch nicht erfüllen zu können; denn ich besitze nicht die mindeste Damenbekanntschaft."

„Diesem Mangel ist leicht abzuhelfen, du brauchst dich nur auf Freiers Füße zu stellen."

„Und derweilen das Direktorium an den Nagel zu hängen."

„Für die wenigen Tage wird Herr Faktor Wesel deine Stelle vertreten. Du weißt, unsere Arbeiter sind gewissenhaft, sie werden auch in deiner Abwesenheit pünktlich ihre Pflicht tun."

„Für die wenigen Tage!" wiederholte in humorvoller Stimmung der Direktor. „Du bist also der Meinung, daß in wenigen Tagen eine passende Frau sehr leicht gefunden wird. Du scheinst das Heiraten wie ein Geschäft zu betrachten, das sich bald abmachen läßt, — zumal für einen reichen Hüttenbesitzer, dem sich, beim Ueberfluß des Angebots, an jeden Finger hundert Mädchen hängen, sobald er die Freiershände ausstreckt. Ich bin gegenteiliger Meinung. Das Heiraten ist eine gar ernste und delikate Sache, deren glückliche Lösung nicht wenige Voraussetzungen fordert. Neben persönlicher Würdigkeit der Auserwählten ist wahre und tiefe gegenseitige Herzensneigung, aufrichtige und lautere Liebe jedenfalls das entscheidende Moment. So lange ich diese besondere Liebe zu einem weiblichen Wesen nicht besitze, kann von Heiraten meinerseits nicht die Rede sein."

„Ganz einverstanden!" sprach kopfnickend Herr Wolfgang. „Was der Mensch will, das kann er, — sagt das Sprichwort. Es bedarf nur deines festen Willens, ein schönes, frommsinniges Mädchen zu lieben, und jede Schwierigkeit ist gehoben."

Gottfried betrachtete staunend seinen Bruder, dem augenscheinlich jedes Verständnis in dieser Richtung fehlte.

„Wenn einzig der Wille die Liebe einflößt, dann bitte ich dich um diesen Willen, sowie um die Fortpflanzung unserer Familie."

„Aber, Gottfried, — bedenke, ich bin zweiundvierzig Jahre alt, stehe bald an der Schwelle des Greisenalters! Nein, das geht nicht! Außerdem ist mein Platz am Hauptbuch unersetzlich, und das Hauptbuch muß täglich geführt werden, — wie könnte ich also auf die Brautschau ausgehen? Nein, das ist unmöglich!"

Der Direktor griff wieder nach der Fachzeitschrift.

„Hast du im Fachblatt den Artikel über die Walzwerke gelesen?" fragte er ablenkend.

„Nein!"

„Seit geraumer Zeit erkenne ich die Notwendigkeit, unsere Hütte durch den Bau eines Walzwerkes zu erweitern," fuhr Gottfried fort. „Im Punkte der Billigkeit können unsere Gußstahlschienen mit gewalzten Eisenbahnschienen nicht konkurrieren. Wollen wir bei diesem Fabrikat vom Markte nicht verdrängt werden, dann ist der Bau eines Walzwerkes nicht zu versäumen. Außerdem besitzen wir über flüssiges Kapital, das müßig liegt, und durch den Betrieb eines Walzwerkes sehr vorteilhafte Verwendung finden könnte. — — Was denkst du von meinem Projekt?"

Wolfgang antwortete nicht sogleich. Zwei volle Minuten saß er nachdenkend, während der unverlöschbare Ausdruck des sinnenden Forschers und Rechners auf seinem Gesichte bedeutend verschärft wurde.

Gottfried's Blicke ruhten in gespannter Erwartung auf dem Bruder, als wolle er in dessen Mienenspiel den Lauf seiner Gedanken lesen.

„Deinen Plan kann ich aus verschiedenen Gründen nicht billigen